

Nr. 168. Bromberg, den 24. Juli 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Einleitung.

Handelt von mir selbst.

Die ganzen Umstände des Falles in der Stretton Street waren von Anfang bis zum Ende so verwickelt und überraschend, daß ich, wenn man mir die Geschichte erzählt hätte, ihr, offen gestanden, nie und nimmer Glauben geschenkt hätte.

Daß es sich aber um unleugbare Tatsachen handelt und um einen erstaunlichen, sensationellen Fall, wird der Leser aus meinem unbeschönigten Bericht erfahren, einem offenen Bekenntnis der Vorgänge, wie sie sich tatsächlich ereigneten.

Ganz unschuldig und sicherlich nicht von dem Wunsche getrieben, zu jener vorübergehenden Berühmtheit zu gelangen, die sich daraus ergibt, wenn das Bild des Betreffenden in den illustrierten Blättern abgedruckt und man selbst von den Pressevertretern bestürmt wird, fand ich mich plötzlich, ohne auf Abenteuer auszugehen, als eine der Hauptfiguren in einem Drama, das vielleicht das erstaunlichste und seltsamste des zwanzigsten Jahrhunderts darstellt.

Vor allem muß ich wohl einiges über meine Person vorausschicken. Mein Name ist Hugh Garfield, ich bin neunundzwanzig Jahre alt und der Sohn des verstorbenen Reverend Francis Garfield, Pfarrer von Aldingbourne. Im Kriege diente ich bei den Fliegern und erwarb mir das Pilotenzeugnis. Ich kam nach Frankreich und dann nach Italien und kehrte nach der Demobilisierung zu meinem Zivilberufe als Elektroingenieur bei der Firma Francis & Goldsmith zurück, einem sehr bekannten Hause, das seine Hauptniederlassung in der Great George Street in Westminster hat, ganz in der Nähe des elektrotechnischen Instituts.

Obwohl ich diplomierter Ingenieur war, wurde ich gegenwärtig ziemlich viel zu Bureauarbeiten verwendet. Die fünf Kriegsjahre waren natürlich meiner Karriere nicht förderlich gewesen, doch man hatte uns in der Firma unsere Plätze offen gehalten, das heißt denjenigen, die zurückkehrten, und deren waren wir leider von achtundzwanzig nur drei.

Bevor ich nun die seltsamen Ereignisse schildere, in die ich verwickelt wurde, muß ich noch die näheren Verhältnisse genauer festlegen. Ich hatte eine sehr gute Stellung mit einem Gehalt, das meinen bescheidenen Bedürfnissen als Junggeselle entsprach. Außerdem hatte mir meine Tante Emily nach ihrem Tode ein ganz nettes Vermögen hinterlassen. Ich wohnte mit einem anderen Junggesellen, einem jungen Rechtsanwalt namens Henry Hambledon, der sich schon eine ganz hübsche, wenn auch noch wenig einträgliche Praxis geschaffen hatte, in Rivermead Mansions bei der Hammersmith-Brücke.

Ich hatte Hambledon zum erstenmal an der Front getroffen — jetzt, wo sich die Ereignisse so überstürzten, scheint es mir, als ob seither schon viele Jahre vergangen wären. Fast ein Jahr lang dienten wir als Offiziere bei derselben Abteilung, bis ich nach Italien beordert wurde. Nach dem Kriegsende trafen wir uns dann wieder und wohnten nun zusammen. Unsere Hauswirtin war eine grauhaarige Dame von ungefähr fünfundfünfzig Jahren, die sich recht um uns annahm und uns, obwohl sie viele unangenehme Eigenschaften hatte, doch nicht so unverschämt ausraubte, wie es viele andere Wirtinnen in London tun, die an Junggesellen vermieten.

Harry war ein prächtiger Kamerad. Wir kamen sehr gut miteinander aus und hatten uns unsere aus fünf Zimmern bestehende Wohnung im zweiten Stockwerk recht wohnlich eingerichtet, und da sich Harry, unterstützt von einem seiner Freunde, einem armen Künstler, um die künstlerische Seite der Einrichtung gekümmert hatte, nannten wir ein wirklich recht gemütliches Junggesellenheim unser eigen.

Vom kleinen Vorderzimmer aus hatte man eine Aussicht auf den Fluß mit seinen Fabriken, Werften und hohen Schloten am Middleserer-Ufer. Zur Linken, jenseits der langen Kettenbrücke, lagen Chiswick und Kew, zur Rechten hingegen Putney und Chelsea. Knapp vor dem Hause floß der breite, schmutzige Strom dahin, auf dem alljährlich einmal das große Universitäts-Wettrudern stattfand, während tagaus, tagein lärmende Schlepper schwarze Frachtboote stromauf und stromab zogen.

Nach seiner Heimkehr aus dem Felde hatte sich Harry Hals über Kopf in ein ausnehmend hübsches Mädchen namens Norah Peyton verliebt, die in Richmond wohnte und deren Vater Teilhaber einer bekannten Importfirma in Mincing Lane war. Was mich betrifft, so war ich „unbeweibt". Wie jeder andere junge Mann meines Alters hatte ich natürlich auch einige kleine Liebesaffären gehabt, die jedoch alle nach wenigen Wochen wieder zu Ende waren.

Nun begab es sich zufällig, daß ich mich am Vorabend jenes Tages, an dem die Serie meiner seltsamen Abenteuer begann, in der Stadt York aufhielt, wohin ich mich Geschäfte halber für meine Firma begeben hatte. Ich stieg in ein leeres Abteil 1. Klasse des Expreßzuges nach London, der in York um sechs Uhr dreiundzwanzig wegfährt und in Kings Croß um zehn Uhr dreißig ankommen soll.

Einige Augenblicke später trat ein Mitreisender ins Abteil, ein elegant gekleideter Herr in mittleren Jahren, der mich auf Französisch fragte, ob der Zug nach London führe, und der mir auf meine bejahende Antwort höflich dankte und sich zu mir setzte.

„Ich bedauere, Monsieur, daß ich so wenig Englisch kann“, bemerkte er freundlich und fügte auf Französisch hinzu: „Meine Unkenntnis versetzt mich manchmal in große Schwierigkeiten, wenn ich auf der Reise bin.“

Da ich ziemlich gut französisch spreche, unterhielten wir uns bald darauf in dieser Sprache. Er machte den Eindruck eines Mannes von guter Erziehung und beträchtlicher Bildung. Ich war daher nicht überrascht, als er mir mitteilte, daß er als Beamter des Zentralbureaus des Credit Lyonnais in Paris die Aufgabe habe, von Zeit zu Zeit ihre Filialen in den großen Handelsstädten Englands zu besuchen.

„Jetzt bin ich eben auf der Rückreise von Glasgow nach Paris“, erklärte er, „doch mußte ich heute früh meine Reise in York unterbrechen. Morgen reise ich von London nach Paris zurück,“ fügte er hinzu, „und zwar mit dem Flugzeug; es geht viel rascher und ist auch weniger ermüdend.“

„Gewiß,“ bemerkte ich. „Für Kaufleute sind Reisen mit dem Flugzeug von großem Vorteil.“

So plauderten wir weiter, bis zum Essen gerufen wurde. Wir begaben uns zusammen in den Speisewagen und nahmen einander gegenüber an einem Tische Platz.

Während der Zug in der mondhellen Winternacht durch die fruchtbare Ebene von Doncaster und Grantham dahinfuhr, saßen wir in anregendem Gespräche beisammen.

Ich war auf eine einsame Rückreise nach London gefaßt gewesen. Zwar hatte ich mich seit Kriegsbeginn genug herumgeschlagen, doch ist mir nichts entsetzlicher als eine mehrstündige einsame Eisenbahnfahrt. An jenem Abend war ich, ich muß es gestehen, von meinem Reisegenossen angenehm überrascht.

Er verfügte über die Geschmeidigkeit und die ausgesuchte Höflichkeit eines Parisers und nötigte mich, auf seine Kosten einen Benediktiner zu trinken. Zur Revanche nahm er dann eine von meinen Zigaretten.

Als wir dann die gewöhnliche und immer gleiche Mahlzeit eingenommen hatten — oft schon wunderte ich mich darüber, wer wohl die Kochkünstler sein mögen, die diese Menüs auf den englischen Eisenbahnen aushecken —, kehrten wir in unser Abteil zurück, setzten uns in unsere Ecken und zündeten uns eine Zigarette an. Grantham hatten wir schon passiert und näherten uns Peterborough, der alten Stadt in den Marschen mit ihrer altehrwürdigen Kathedrale.

Mein Freund, der französische Bankbeamte, plauderte ununterbrochen, obwohl ich müde und schläfrig war. Er erzählte mir viel über sich selbst, und auch ich sagte ihm, welchen Beruf ich hätte und wo ich wohnte. Viel erzählte ich ihm zwar nicht, denn ich bin eine zurückhaltende Natur; Fremden gebe ich nicht gern Auskunft.

Endlich langten wir in Kings Croß an — mit einer kleinen Verspätung, wie das ja bei einer längeren Fahrt unvermeidlich ist.

„Ich muß ins Carlton-Hotel“, erklärte mein Gefährte. „Sicher werde ich kein Auto mehr bekommen. In dieser Hinsicht seid ihr in London überhaupt schlecht daran; bei uns in Paris bekommt man zu jeder Stunde ein Auto. Übrigens, wollen Sie nicht morgen abend mit mir dinieren?“

„Es tut mir leid“, erwiderte ich, „doch habe ich meinem Onkel in der Orchard Street schon versprochen, ihn zu besuchen.“

Zwei Minuten später fuhr der Zug in die Halle ein. Ich wünschte meinem Reisegefährten einen guten Abend und gab der Hoffnung Ausdruck, bald wieder mit ihm zusammenzutreffen. Meine Visitenkarte gab ich ihm nicht, denn unsere Bekanntschaft war doch nur eine zufällige, und schließlich war er mir ja doch nur ein Fremder.

Eine halbe Stunde später war ich wieder in meiner gemütlichen kleinen Wohnung. Auf dem Tische im Vorzimmer lag ein Brief von meinem Rechtsanwalt. Ich riß ihn neugierig auf und las, daß er mir zu seinem Bedauern mitteilen müsse, daß die Investitionen, die ich vor einem Jahre mit dem Gelde, das mir meine Tante hinterlassen, gemacht hatte, nicht meinen Erwartungen entsprechend ausgefallen wären — mit anderen Worten: ich hatte mein ganzes Geld verloren!

Alles, was ich noch besaß, war das Gehalt, das mir die Firma Francis & Goldsmith bezahlte.

Mein Herzschlag stockte — der Schlag hatte mich betäubt. Ich hatte eine Dummheit begangen, auf die mich übrigens mein Anwalt gleich damals aufmerksam gemacht hatte.

Ich zerknüllte den Brief in meiner Hand und ging in das Wohnzimmer.

Harry war zu einer Unterhaltung gegangen und hatte mir einen Zettel auf dem Tisch zurückgelassen, daß er den Wohnungsschlüssel mithabe und erst gegen zwei Uhr nach Hause kommen werde. So ging ich also zu Bett, nachdem ich noch eine Zigarette geraucht hatte.

Am nächsten Tage ging ich ins Bureau in der Great George Street und erstattete Bericht über das Geschäft, das ich mit dem städtischen Elektrizitätswerk in York abgeschlossen hatte. Gegen sechs Uhr abends kehrte ich über die Hammersmithbrücke in unsere Wohnung zurück.

Um sieben Uhr stellte uns unsere Hauswirtin das Essen auf den Tisch: ein Stück Braten, Brot und eine Portion Cheshire-Käse. Daß doch die Kochkunst in England noch so unbekannt ist. Wir Engländer setzen uns nur aus Naturnotwendigkeit zu Tisch — nicht wie die anderen Völker, um sich an den freundlichen Gaben der Erde zu ergötzen.

Doch was hätten wir anderes von unserer Hauswirtin erwarten sollen, die auf uns sah und wahrscheinlich ebenso sehr auf ihre eigene Tasche.

An jenem Abend fühlte ich mich sehr abgespannt, denn während meiner fünftägigen Abwesenheit hatte sich so viel Arbeit im Bureau angehäuft, und ich hatte viel zu tun gehabt.

Harry, der seine Mahlzeit rasch verschlang, teilte mir mit, daß er mit Norah ins Theater gehe; ich war daher wieder allein. Nachdem er weggegangen war, las ich noch die Abendzeitung und zog mich dann um acht Uhr an, denn nun war es Zeit, zu meinem Onkel zu gehen. Die Nacht war kalt und klar; ich schlüpfte also in meinen Überrock, drehte das Licht ab und stieg über die Treppe hinunter.

Ich ging also damals, an jenem Abend des 7. November, aus, wie gleicherweise sicherlich viele tausend andere Menschen in London. Und doch geriet ich — ganz unbewußt — in einen Wirbel voll Geheimnisse und Ungewißheiten, wie es vielleicht noch niemand anderes erlebt hatte.

Ich will versuchen, soweit es mir möglich ist, alle meine Erlebnisse zu schildern, ohne jede Beschönigung oder Abschweifung. Meine Absicht ist, eine klare, ungeschminkte Schilderung aller jener erstaunlichen Ereignisse zu geben und von meiner überraschenden Lage zu erzählen, in der ich mich befand.

Sicherlich hatte ich das Abenteuer nicht gesucht. Ich vollbrachte eine anscheinend gute Tat — wie es wohl die meisten unter gleichen Verhältnissen getan hätten —, und mein Dank dafür waren unaussprechliche Leiden und Kummer.

Erstes Kapitel.

Oswald de Gex tritt auf.

Ich hatte meinem Onkel, Charles Latimer, versprochen, ihn zu besuchen. Er war Junggeselle, ein ehemaliger Schiffskapitän und ein etwas verschrobener alter Knabe und wohnte in der Orchard Street, die zwischen der Oxford Street und dem Portmann Square liegt. Ich ging gewöhnlich zweimal wöchentlich zu ihm. So stieg ich denn am Hammersmith Broadway in den Autobus und fuhr bis zum Hyde-Park.

Als ich aus dem Autobus ausstieg, begann es zu regnen; ich stellte daher meinen Rockkragen auf und eilte über die Park Lane hinauf, die um diese Stunde nur wenig belebt war.

Auf halbem Wege zur Oxford Street bog ich in eine der kleinen, doch hocheleganten Straßen ein, die in die Park Street münden, und kürzte so den Weg ab. Die Häuser an dieser Straße waren durchweg Stadtpalais von Aristokraten, viele darunter mit Säulenhallen vor dem Eingang.

Besonders die Stretton Street war eine Straße, die von den obersten Schichten der Londoner Gesellschaft bewohnt wurde. Oft war ich bisher durch diese Straße gegangen, ohne auch nur auf ihren Namen zu achten.

Als ich nun so durch den Regen dahineilte, hörte ich plötzlich eine Männerstimme hinter mir sagen:

„Verzeihen Sie, mein Herr — wollen Sie mir ein paar Sekunden Gehör schenken?"

Ich blieb stehen und drehte mich um. Vor mir stand ein livrierter Diener mit einer schwarz-gelb gestreiften Weste, doch ohne Kopfbedeckung.

„Entschuldigen Sie, mein Herr", stieß er atemlos hervor. „Warten Sie einen Augenblick!"

„Was wollen Sie denn?" fragte ich erstaunt über diese Anrede.

„Wollen Sie meinem Herrn eine große Gefälligkeit erweisen?" fragte mich der junge Diener erregt. „Er hat irgendeinen großen Kummer. Nur für einen Augenblick, mein Herr — kommen Sie bloß und sprechen Sie mit ihm. Bitte, tun Sie es doch — der Arme hat solchen Kummer! Kommen Sie doch zu ihm hinein!" bat er.

Erstaunt über diese Bitte, willigte ich ein, um so mehr, als meine Neugierde erweckt war, und folgte dem Diener zurück zu einem großen Palais, das ungefähr fünfzig Meter entfernt lag. Das Tor unterhalb der Säulenhalle stand offen, wie der Diener es gelassen hatte, als er auf die Straße hinausgeeilt war, um den erstbesten Vorüberkommenden anzusprechen.

„Mein Herr wird Ihnen sicherlich sehr dankbar sein", erklärte der junge Diener, als ich die Schwelle des Hauses überschritt.

Wir schritten durch eine große viereckige Halle und stiegen über eine breite, mit weichen Teppichen belegte Treppe zur Bibliothek in den ersten Stock hinauf. Es war dies ein großer, düsterer Raum mit Büchern bis zur Decke hinauf — allem Anschein nach das Studierzimmer eines Gelehrten.

Zu beiden Seiten des Kamins, in dem ein helles Feuer brannte, standen zwei tiefe Ledersessel, über diesem hing eine große Madonna mit einem Kinde, während da und dort prachtvolle Bronzen standen.

In der linken Fensternische stand ein großer, geschnitzter Renaissance-Schreibtisch, auf dem eine elektrische Lampe mit einem grünen Glasschirm brannte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Letzte.

Von **Julian Ejsmond**, Warschau.

(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.)

(Schluß.)

Der einsam lebende Wisent kannte die Menschen schon. Sie waren sanfte Geschöpfe, Waldhüter, die im Winter die Fütterungsstellen mit reichlichem Futter versahen und verschiedene Leckerbissen mit Fuhren in den Urwald brachten. Gute, sanfte Wesen. Man konnte sich ihnen ohne Furcht nähern.

Doch seit jenem Tage, an dem ein unbekannter Laut, unterirdischer Donner, den Urwald erschütterte, erschien ein neuer Mensch im Wald, ein räuberischer, der allem, was lebt, feind war.

Und der Einzelgänger lernte den neuen Menschen kennen.

Er lernte ihn an einem heiteren Herbsttag kennen, als um die Mittagszeit tausend goldene Bienen in der Sonne summten und schwüler, heißer Blütenduft den Urwald durchzog. In einer Dickung hinter Windbruch witterte er Menschen.

Es waren drei zerlumpte Soldaten in braunen Mänteln. Mit raubtierartigen Katzenschritten schlichen sie heran. Blickten mit der ganzen List eines hungrigen Raubtieres um sich. Der Wisent bemerkte sie sofort, konnte aber ihr merkwürdiges Benehmen nicht begreifen. Er erkannte nur, daß es ungewöhnliche Leute waren, denn sie trugen nicht die grünen Farben der Waldwächter und kamen nicht im Winter in den Urwald, um die leeren Raufen mit Futter zu versehen. Er erriet instinktiv, daß sie in böser Absicht kamen, denn sie schlichen einher wie Diebe.

Er erhob sich also langsam und begann ungeduldig mit zornigen Schalen die Erde zu scharren. Da krachte hinter einem vom Sturm entwurzelten Baumstamm ein Schuß. Ein einziger.

Doch ehe noch der erstaunte Urwald ihn mit lautem Echo wiederholt hatte, griff der alte Alleingeher die drei Feinde an.

Sie konnten nicht entrinnen. Den Ersten nahm er auf die Hörner und schleuderte ihn in die Höhe. Der Unglückliche fiel auf den Baumstamm, hinter dem er gelauert hatte, und verwickelte sich in seine eigenen Eingeweide. Er zertrat und zerstampfte den Zweiten, und als er auf den Dritten losgestürzt war, begann er, sein Mütchen an ihm zu kühlen und pflügte dessen Leib mit den Hörnern, denn der starke Blutgeruch hatte ihn schon berauscht und betäubt . . .

Dann ließ er die drei zuckenden, unförmlichen Menschenleiber liegen und wechselte in den Urwald mit rotem Gehörn, rachsüchtig und unbesiegt.

Als aber die Nacht kam, Dämmerung die Erde einhüllte und am rosaroten Himmel der erste Stern wie eine goldene Träne des scheidenden Abends aufblitzte, war an dem Ort der blutigen Begegnung das Zähneknirschen und Geheul der sich um ihr Futter beißenden Wölfe zu hören. So bestrafte der königliche Urwald die ersten verwegenen Menschen, die ihre tempelschänderische Hand gegen ihn erhoben hatten.

*

Als aber die Massenschlachtungen des Haarwildes begannen, als der bewaffnete Bauer in Scharen zur Vernichtung der Wisente und der Hirsche auszog und mit Freuden tötete, was er bisher nicht hatte anrühren dürfen, als jedes lebende Wesen vor der schrecklichen Wut des blutdürstenden menschlichen Raubtieres zitterte — da zog der Einzelgänger stolz und sicher durch den Urwald, Furcht und Schrecken verbreitend, umgeben vom Nimbus der Unverwundbarkeit. Er brach nämlich bei den Treibjagden aus, vernichtete und durchbohrte mit seinen Hörnern die Angreifer, verbreitete Tod und Entsetzen, doch ihn selbst traf keine Kugel. Und so verbreitete sich die Kunde, daß das nicht mit rechten Dingen zugehe. Und man begann, ihn im ganzen Urwald zu fürchten und die Reviere zu meiden, die er gerne aufsuchte.

Die Heeresleitung schützte schließlich den Urwald. Die von der Vernichtung verschont gebliebenen letzten Überbleibsel des Hochwildes wurden in Schutz genommen. Es fielen keine Schüsse mehr im Forst. Die Reviere atmeten selige Ruhe, und schon schien es, als ob das schreckliche Gewitter, das alles, was lebt, mit Vernichtung bedroht hatte, auf Nimmerwiedersehen vorübergezogen sei. Über den lächelnden Urwald von Bialowieża breitete der Winter seine weißen Schwingen aus, und der jungfräuliche Schnee verriet, als bedauerte er seine frühere Schuld, jede Spur eines Wilderers. . . .

*

Doch es kam ein Tag, wo der Urwald abermals herrenlos war. Und da begann der ungebildete Bauer das Werk der Vernichtung zu Ende zu führen. Ganze Dörfer gingen auf die Jagd. Unaufhörlich knatterten jetzt die Gewehrsalven. Die angeschweißten Tiere wechselten in die Dickungen, fielen und verluderten. Der Aasgeruch verpestete die duftenden Reviere von Bialowieża. Man vergaß sogar die Furcht vor dem alten Einzelgänger.

Er aber war eingedenk seiner unverbrauchten Macht, in der sich die Kraft aller früheren Geschlechter verkörperte Und blieb am Leben.

*

Die Treibjagd ging zu Ende. Der Rote Demjan leitete sie; ein erfahrener Jäger, der in der Taiga von Wologdo so manchen Bären mit dem Jagdspieß abgefangen hatte.

Der Winterabend zog herauf. Die letzten schrägen Sonnenstrahlen vergoldeten den Schnee. Blaue Schatten legten sich über den Wald.

In dem von allen Seiten eingekreisten Revier fielen die Schüsse immer seltener. Nur das nicht nachlassende Geschrei der Treiber trübte mit brutalem Lärm die erhabene Stille des winterlichen Urwaldes.

In der Mitte des sich schließenden Kreises war nur eine vom Schnee halbverschüttete Dickung übriggeblieben. Als aber die Herde der menschlichen Tiere mit lautem Lärm in diese Dickung eindrang, spritzten Schneefontänen auf, und in dem weißen Wirbelsturm brach wie ein schwarzes Gewitter der Einzelgänger auf die Schützen los. Unregel-

mäßige Schüsse knallten. Der Rote Demjan stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden.

Doch der verfehlte Wisent ging nicht flüchtig. Er stürzte sich auf den angeschossenen Bauern, um ihn zu zermalmen und ihn wutentbrannt in die Erde zu bohren.

In einer Aufwallung wilden Mutes sprang der Sohn des Wilderers auf das Tier los und zielte aus einer Entfernung von wenigen Schritten auf die zottige Brust. Und es geschah etwas Überraschendes: Mit ohrenbetäubendem Knall zersprang das Gewehr und tötete den Schützen auf der Stelle. Die mit Schnee vollgestopften Gewehrläufe zerschmetterten ihm den Kopf ...

Der Wisent aber richtete nunmehr seine Wut gegen die anderen Jäger, die wildes Entsetzen packte. Sie gedachten der Legende von dem Unverwundbaren. Und sie rissen aus, warfen auf der Flucht die Gewehre weg und kletterten schwerfällig auf die schneebedeckten, niedrigen, unter ihrer Last brechenden Bäume. Der Wisent aber erreichte sie, stieß sie von den Bäumen, zerrte und schleuderte sie zu Boden und zertrat sie wie Gewürm ...

Bis er selbst matt wurde, zu schnaufen und zu keuchen begann und sich mit hocherhobenem Schweif langsam und stolz in sein menschenleeres Königreich — den Wald begab.

*

Als er am andern Morgen in der Blüte seiner Kraft siegestrunken, er, der Rächer des geschändeten Urwaldes auf seinem gewohnten Wechsel durch den Wald zog, stürzte er in seiner ganzen ungeheuren Schwere in eine schneebedeckte tückische Grube, auf deren Boden ein schrecklicher, zugespitzter Pfahl lauerte.

So kam derjenige um, der die Kraft und die Stärke selbst war.

Nicht riß ihn ein zottiger Bär, rasend vor Hunger, noch zerfleischten ihn graue unersättliche Wolfsrudel. Nicht traf ihn, den König dieses Urwaldes, ein Blitzstrahl vom Himmel, noch zermalmte ihn ein uralter Baum, der vom Sturm niedergebrochen wird und bei seinem Fall alles Leben zerschmettert ... Ihn tötete menschliche Bosheit, die schlimmer ist als alle Bosheit der Welt ...

Ludwig Ganghofer.

(Zum 10. Todestages des Dichters am 24. Juli 1930.)

Von Hans Gäfgen.

Des Dichters Vater war der bekannte bayerische Forstmann August von Ganghofer, der sich um die Neorganisation der Staatsforstverwaltung in Bayern sehr verdient gemacht hat. Von ihm hat Ganghofer die Liebe zur Heimat und das Naturverbundensein ererbt, die uns in seinen Büchern immer wieder sympathisch berühren. In Kaufbeuren wurde der Dichter am 7. Juli 1855 geboren und beabsichtigte, sich dem Beruf eines Maschinentechnikers zu widmen, zu welchem Zweck er in den Jahren 1874 bis 1878 das Polytechnikum und die Universität München besuchte. Allmählich aber erkannte er, daß es ihn doch mehr zu andern Gebieten hinzog; er ging nach Berlin, und 1879 kam sein erstes Gedichtbuch, betitelt „Vom Stamme Asra", heraus. Der erste große Erfolg sollten „Die Herrgottschnitzer von Ammergau" werden, zu denen einige Schauspieler des in Berlin gastierenden Münchener Gärtner-Theaters Ganghofer die Anregung gegeben hatten. Das auch als Novelle im „Neuen Novellenschatz" erschienene Werk gelangte in München zur ersten Aufführung und fand auch in anderen Städten sich immer mehr verstärkenden Beifall, der diesem Volksschauspiel aus Oberbayern in gewissem Grade bis heute treugeblieben ist. Nun hatte Ganghofer die Art zu schreiben gefunden, die ihm lag. Es folgten bald das im Dialekt geschriebene Schauspiel „Der Prozeßhansel", der Einakter „Der Anfang vom Ende" und das Drama in fünf Akten „Wege des Herzens". Seine dramaturgische Tätigkeit am Wiener Ringtheater gab ihm noch tiefere Einblicke in das Wesen der Bühne, die seinen weiteren Werken zugute kamen. Von 1886 bis 1892 finden wir ihn als Feuilletonleiter des „Wiener Tagblatts" in der österreichischen Hauptstadt. Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckte sich in diesen Jahren vor allem auf das Gebiet der Novelle; „Die Jäger von Fall", die als „Der zweite Schatz" auch auf der Bühne erschienen, „Bergluft", „Almer und Jägerleut'" sind damals entstanden.

In den folgenden Jahren schuf Ganghofer dann seine großen Prosawerke, die noch heute viele Leser finden, so die zweibändigen Erzählungen „Die Sünden der Väter", „Edelweißkönig", „Schloß Hubertus", „Die Bacchantin"; auch „Der Klosterjäger", „Das Schweigen im Walde" und „Das Gotteslehen" entstanden damals.

Seine Gedichte sammelte er in den Bänden „Heimkehr" und „Bunte Zeit".

Aus der Zahl seiner Bühnenwerke der Wiener Zeit seien genannt: „Der Geigenmacher von Mittenwald", „Die Hochzeit von Valeni", „Die Falle" und „Der Heilige Rat".

Seine Ernennung zum Direktor des Jubiläums-Theaters in Wien-Währing sollte Episode bleiben, denn schon im Jahre seiner Ernennung — 1895 — verlegte der Dichter seinen Wohnsitz nach München.

Als Herausgeber von Nestroys „Gesammelten Werken" und Verfasser des „Deutschen Jägerbuches" ist er gleichfalls hervorgetreten.

Auch wer in Ganghofer nur einen Unterhaltungsschriftsteller sieht, wird ihn, der seine Autobiographie in bezeichnender Weise „Lebenslauf eines Optimisten" nannte, als einen aufrechten, das Leben freudig bejahenden Mann schätzen. Persönlichkeiten dieser Prägung aber sind nicht so häufig anzutreffen, daß es nicht angebracht wäre, sie, aus Anlaß der zehnjährigen Wiederkehr des Todestages, einer pessimistischen Gegenwart ins Gedächtnis zurückzurufen.



Bunte Chronik



*** Die höchsten Bauten der Welt.** Das höchste Bauwerk der Welt ist der 300 Meter hohe Eiffelturm in Paris. An zweiter Stelle steht der Funkturm in Nauen, der 260 Meter hoch ist. Die französische Radiostation in Saint-Assise zählt 16 Türme, die 250 Meter hoch sind. Der höchste Wolkenkratzer Newyorks, das Woolworth-Warenhaus ist 236 Meter hoch. Jetzt wird in Newyork ein noch höheres Haus gebaut — Reyholds Tower, welches 67 Stockwerke besitzen und die Höhe von 246 Metern erreichen wird. In Chicago wird ein Wolkenkratzer von 75 Stockwerken und 275 Meter Höhe geplant, in Detroit ein 81 Stockwerke zählender "Book-Tower" (Buchturm) in Höhe von 283 Metern gebaut. Das Singer-Haus in Newyork ist 186 Meter hoch. Der Turm des National-Museums in Turin mißt 165 Meter, und das Rathaus in Philadelphia 163 Meter. Der Kölner Dom 158 Meter, die Cheops-Pyramide 146 Meter, die St. Peter Kathedrale in Rom 136 Meter.

*

*** Lassen sich auch Gedanken filmen?** Die Möglichkeit, Gedanken im Film aufzunehmen, besteht zwar heute noch nicht, aber nach Ansicht des Professors Jacobsohn von der Universität Chicago liegt sie vor, und das Gedankenfilmen wird vielleicht schon in einer nahen Zukunft Wirklichkeit. Daß die Denktätigkeit im Gehirn elektrische Impulse auslöst, ist eine heute ernstlich nicht mehr bestrittene Tatsache. Jacobsohn hat nun an Hand einer Reihe von Versuchen nachgewiesen, daß der gleiche Gedanke, z. B. ich will jetzt meinen Arm beugen, stets den gleichen elektrischen Impuls hervorrief, ohne daß der gehabte Gedanke auch in die Tat umgesetzt worden wäre. Wie der amerikanische Gelehrte meint, werden sich diese von einem Galvanometer aufgezeichneten elektrischen Impulse in optische Wellen umwandeln und dann im Lichtbilde oder im Film festhalten lassen. Technisch ist der Weg von elektrischen zu optischen Wellen kein Ding der Unmöglichkeit mehr, sondern wird heute schon von der Funktechnik in der verschiedenartigsten Weise angewandt. Wenn der Chicagoer Professor recht damit hat, daß gleiche Gedanken stets den gleichen elektrischen Impuls hervorbringen, dann wäre nicht einzusehen, weshalb er die Gedanken nur sichtbar und nicht gleichzeitig auch hörbar machen will. Elektrische Stöße lassen sich doch auch in Schallwellen verändern. Mit ihnen könnte man also Gedanken auch zu Gehör bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.